

Leichentuch und Kälteschutz - Der Schnee im Wandel der Zeiten

Unterwegs an einem feuchtschwangeren Winterabend beobachtet der Spaziergänger, wie sich ein Schneekristall auf seinem dunklen Mantel niederlässt. Das ist ein Augenblick, der höchste Aufmerksamkeit und Konzentration verdient. Denn in wenigen Sekunden wird das kleine sternförmige Gebilde auf dem Mantelärmel geschmolzen sein. Damit ist ein unwiederholbares kleines Kunstwerk dahin. Es wird niemals einen Schneekristall geben, der genau aussieht wie der dahingeschmolzene; und es hat noch nie einen gegeben, der genauso aussah wie dieser. Die meteorologischen Umstände, die zur Ausformung des Schneekristalls führen, sind sich niemals gleich; und so ungleich wie sie sind auch die Schneekristalle selbst. Solange die Erde steht, hat es noch keine ganz und gar gleichen Schneekristalle gegeben; und es wird sie auch niemals geben. Das ist um so erstaunlicher, als jeder Schneekristall sechs Ecken oder sechs Zacken hat, das liegt an der molekularen Struktur des Wassers. Es ist ein kleines Naturwunder, das auf dem Mantelärmel liegt; es beschert dem aufmerksamen Betrachter einen unwiederbringlichen Anblick. Er ist es wert, dass man ihn bewusst wahrnimmt.

Es gibt viele verschiedene Formen des Schnees. An besonders kalten Wintertagen schweben manchmal einzelne Schneekristalle durch die Luft. Dabei kann der Himmel noch mattblau durchschimmern, und eine fahle Sonne beleuchtet eine unwirklich scheinende weiße Landschaft. Steigen die Temperaturen und nähern sie sich dem Nullpunkt, verhaken und verkleben sich die Schneekristalle, und der Schnee fällt in weichen weißen Flocken. Das ist der Augenblick, in dem die Kinder den Anorak vom Haken holen, sich die Mütze über die Ohren ziehen und hinaus ins Freie toben. Denn nun sind die Vergnügungen fällig, die der Schnee mit sich bringt. Bald wird ein Schneemann im Stadtpark stehen. Die klassische Variante mit Kohleknöpfen und Kohleaugen gibt es wohl kaum noch; denn wer heizt heutzutage schon noch mit Kohlen; aber das macht nichts. Hauptsache, der Schneemann bleibt standhaft auf seinem Posten. Manchmal zierte ihn noch eine Möhrennase, oder ein alter Schal tut so, als wärme er ihm den kurzen Hals. Die Zeit des ersten Schnees ist die Zeit der Kinder. Aber auch Erwachsene finden ihr Vergnügen am frisch gefallenem Schnee. Christian Morgenstern (1871-1914) hat es in einem kleinen Gedicht so formuliert:

Neuschnee

*Flockenflaum zum ersten Mal zu prägen
mit des Schuhs geheimnisvoller Spur,
einen ersten schmalen Pfad zu schrägen
durch des Schneefelds jungfräuliche Flur -*

Kindisch ist und köstlich solch Beginnen,

*wenn der Wald dir um die Stirne rauscht
oder mit bestrahlten Gletscherzinnen
deine Seele leuchtende Grüße tauscht.*

Doch nicht nur die Schuhe ziehen ihre Spuren im Schnee; Kinder und Erwachsene jubeln, wenn es heißt: Ski und Rodel gut! Bald ziehen sich die Einkerbungen der Schlittenkufen über die Gassen und Straßen, bald hallen die Hügel wider vom fröhlichen Jauchzen der Rodler. Hermann Bahr (1863-1934) beschreibt das Erlebnis eines Rodelnachmittages so:

»Es war gerade Fasching-Dienstag. Das weiß ich noch. Und ein unglaublich schöner Tag, der Himmel so glitzernd, als hätten einmal die Sterne von der Nacht Urlaub bekommen, über den Tag zu bleiben. Und kein Hauch; alle Winde zugefroren. Anfangs schien sie sich ein bisschen zu fürchten, sie sah mich so merkwürdig an. Um ihr Mut zu machen, fuhr ich nun zuerst allein, ganz bedächtig, an den Ecken bremsend, die Wendungen waren auch wirklich gefährlich. Das zweite Mal saß sie hinter mir, erst noch recht zaghaft, sich fest an mich klammernd. Bald aber war ihr nichts mehr schnell genug; es ist schon ein Sport, den der Satan erfunden hat, man will immer mehr, nur noch schneller, nur zu. Und sie schrie vor Lust, wenn es uns an den Ecken warf, dass wir nur so flogen; und der Schnee hängt einem ins Gesicht, man sieht nichts mehr, man weiß nichts mehr; und nur immer hinab, sie hinter mir, fest angedrückt, ich spürte ihren Atem im Halse, und manchmal schlug sie vor Ungeduld auf mich los wie auf ein Pferd und stieß mich und schrie; so ganz fein und hell schrie sie, es war mehr ein Pfeifen.«

So weit Hermann Bahr in seiner Novelle »Lenke«.

Von ähnlichen Erlebnissen berichten auch leidenschaftliche Skifahrer. Höhenrausch, Geschwindigkeitsrausch, der Genuss an der eigenen Fähigkeit, mit den Brettern klarzukommen, all das macht den Schnee zu einem Erlebnis, das immer mehr Menschen in seinen Bann zieht. Der Skitourismus ist dann auch ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor für die schneeführenden Länder Europas geworden.

In der Novelle von Hermann Bahr wird jedoch schon das Doppelgesichtige des Schnees deutlich. Dem Jubel und der Ausgelassenheit folgt die Ernüchterung auf der Stelle:

»Und dann weiß ich nur noch, dass oben jemand aufschrie, sie packte mich, und ich hörte sie noch einmal pfeifen, und jetzt flogen wir, sanken wir, ich unter ihr, mir war siedend heiß, und so muss es sein, wenn einem Menschen die Seele ausströmt, und dann weiß ich noch, dass ich einen ungeheuren Zorn auf sie bekam (...). Und dann weiß ich nichts mehr, bis ich im Spital ... nach drei Wochen erwachte.«

Es gibt verschiedene Arten von Schnee. Der Sprachforscher und Ethnologe Franz Boas (1858-1942) erklärte, dass die Inuit, also die sogenannten Eskimos, hundert Wörter für den Schnee kennen. Diese Behauptung erwies sich als irrig; der Forscher hatte die Struktur der Inuit-Sprachen nicht verstanden. In Wirklichkeit kannten und kennen sie vielleicht vier Ausdrücke für den Schnee; die anderen Wörter sind

Zusammensetzungen. Aber immerhin wird an der verbleibenden Vielfalt der Ausdrücke deutlich: Schnee ist nicht gleich Schnee. Die European Avalanche Warning Services, ein Warndienst für Lawinengefahr, beschreiben 17 Schneeformen, von Altschnee über Neuschnee und Harsch bis zu Tribschnee und Graupel. Es ist nicht nur wichtig für Skifahrer, zu wissen, mit welcher Art Schnee man es zu tun hat. Es ist auch wichtig für die Menschen in den Gebirgsdörfern; denn die verschiedenen Arten von Schnee können zu verschiedenen Arten von Lawinen führen. Damit ist eine der dunklen Seiten des glitzernden Schnees benannt. Eugen Roth (1895-1976) schildert in seiner Erzählung "Der Gang zur Christmette", wie es einem in der Lawine Verschütteten ergeht. Der Erzähler verbringt die Nacht in einem Hotelzimmer; und er berichtet:

»Eiskalt rührt es mich an; traumtrunken haue ich um mich: Blödsinn! will ich lallen, aus tiefem Schlaf tauche ich rasend schnell empor. Die Brüder, denke ich, Schnee, rohe Bande! Und ehe ich wach bin, höre ich rumpelnden Lärm, das sind die Brüder nicht! Das Fenster klirrt, ein Stoß geht durchs Haus, ein Schwanken und Fallen, ein Knistern und Fauchen. Ein geisterhaft weißer Hauch schießt herein, kein Hauch mehr, ein knatternden Vorhangtuch, Sturm. Die Fenster platzen auf. Sturm, denke ich, noch immer nicht wach, Schneesturm? Aber da peitscht es schon herein, wilde, weiße, wogende Flut: Schnee – Schnee! Ins Zimmer, ins Bett, ins Hemd, ins Gesicht, in die Augen, in den Mund – ich schreie, ich fahre auf, ich wehre mich. Und jetzt erst, wo es wie mit nassen Handtüchern auf mich einschlägt, begreife ich: Die Lawine! Im gleichen Augenblick ist es auch schon vorbei. Nur noch ein Seufzen geht durch das Zimmer, es ist, als schwände eine weiße wehende Gestalt. Von drunten höre ich es dumpf poltern, und noch einmal bebt und ächzt das Haus. Dann ist es dunkel und still.«

Jedes Jahr werden etwa 100 Menschen von Lawinen tödlich überrollt, oft auf einsamen Wanderungen, oft auf Skiern. Man kann nur hoffen, dass sie einen schnellen Tod sterben und nicht auch noch qualvoll ersticken. Noch schlimmer, 2011, verliert ein Bergführer in den französischen Alpen seine Seilschaft unter einer Lawine und überlebt als einziger.

Man muss aber nicht auf Lawinen warten, um die zwei Seiten des Schnee kennen zu lernen. Jeder Autofahrer kann ein Lied davon singen, und so mancher Fußgänger läuft wochenlang mit einem Gipsbein herum, wenn ihn der Schnee ins Rutschen gebracht hat. Ganze Dörfer sind manchmal von der Außenwelt abgeschnitten, wenn der Schnee nicht mehr zu beherrschen ist. Sogar Großstädte leiden unter zu heftigem Schneefall, vor allem dann, wenn die Energieversorgung und das Verkehrssystem Probleme machen. Und wem das alles nicht ausreicht, um die Tücke des Schnees zu erkennen, sei an die Kälte erinnert, die so manchen Menschen hier und an kälteren Orten Gesundheit und Leben kostet.

Es ist wahrlich kein Wunder, dass der Schnee in weniger technisierten Zeitaltern die heute üblich gewordene Romantisierung und Kommerzialisierung entbehrte. Der Schnee bedeutete Kälte und Hunger. Er legte sich wie ein Lechentuch über das Grün der Felder und Wälder und ließ die Sehnsucht nach dem Frühling entstehen.

*Nach grüner Farb mein Herz verlangt
in dieser trüben Zeit,
der grimmig Winter währt so lang,
der Weg ist mir verschneit.
Die süßen Vöglein jung und alt,
die hört man lang nit meh.
Das tut des argen Winters Gwalt,
die treibt die Vöglein aus dem Wald
mit Reif und kaltem Schnee.*

So dichtete es Michael Prätorius (1571-1625) und gab damit der Stimmung seiner ganzen Epoche Ausdruck. So schilderte es auch der niederländische Maler Pieter Brueghel auf seinem berühmten Bild »Heimkehr der Jäger«. Was sie mitgebracht haben von ihrer Jagd, ist lediglich ein Fuchs, kaum dazu angetan, den Hunger auch nur der Jäger selbst zu stillen. Das Bild ist in grauen, graublauen und weißen Tönen gehalten; es friert den Betrachter unwillkürlich. Zwar spielen die Kinder auf dem Eis, so wie es die Kinder wohl zu allen Zeiten getan haben; aber Not und Entbehrung bestimmen das Lebensgefühl. Und noch im 19. Jahrhundert schrieb Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848) in ihrem Gedicht »Winter«:

*...Und alles Leben liegt zerdrückt,
wie unterm Leichentuch erstickt.
Doch schau! an Horizontes Rand
Begegnet mir lebend'ges Land.*

Der Schnee als Leichentuch – das entsprach dem winterlichen Lebensgefühl ganzer Generationen. Es gab nur den einen Trost, dass die weiße Kälte einmal aufhört und der Frühling dem grimmigen Treiben des Winters Einhalt gebietet – wenn auch zunächst nur im Traum:

*Verschneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.*

*Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seinen Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.*

*Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.*

So schrieb Joseph von Eichendorff (1788-1857). Der Schnee ist hier ein Zeichen der Vergänglichkeit und des Todes; und wenn die Droste und Eichendorff noch auf den Frühling warten, um ihrer Depressivität zu entkommen, erlischt bei Wilhelm Müller in seiner 1827 von Franz Schubert vertonten "Winterreise" jegliche Hoffnung. Dieser Gedichtzyklus handelt von einem verliebten Wanderer, der seine Herberge zur Winterzeit verlässt, weil seine Geliebte ihm untreu geworden ist. Was hier mit dürren Worten in einem einzigen Satz ausgesprochen wird, veranlasste den Dichter zu einem Kosmos an düsteren Empfindungen, Selbstmordphantasien und Verzweiflungen aussichtslosester Art. Franz Schubert vertieft diese Gefühle noch; er erkannte in den Versen Wilhelm Müllers wohl sein eigenes Schicksal. Wie der Schnee in diesem Liederzyklus erlebt wird, dafür ein Beispiel:

Erstarrung

Ich such' im Schnee vergebens

Nach ihrer Tritte Spur,

Wo sie an meinem Arme

Durchstrich die grüne Flur.

Ich will den Boden küssen,

Durchdringen Eis und Schnee

Mit meinen heißen Tränen,

Bis ich die Erde seh'.

Wo find' ich eine Blüte,

Wo find' ich grünes Gras?

Die Blumen sind erstorben,

Der Rasen sieht so blaß.

Soll denn kein Angedenken

Ich nehmen mit von hier?

Wenn meine Schmerzen schweigen,

Wer sagt mir dann von ihr?

Mein Herz ist wie erstorben,

Kalt starrt ihr Bild darin;

Schmilzt je das Herz mir wieder,

Fließt auch ihr Bild dahin!

Der Schnee als Sinnbild für das Ende einer Liebe – kann es schlimmer kommen? Am Ende dieses ergreifenden Zyklus' findet sich der Wanderer vereint mit einem bettelnden Leierspieler, der mit nackten Füßen auf dem Eis sein altertümliches Instrument spielt; und er fragt sich und den Musikanten:

*Wunderlicher Alter!
Soll ich mit dir geh'n?
Willst zu meinen Liedern
Deine Leier dreh'n?*

So stirbt im Schnee Leben und Liebe dahin, so deckt er Freude und Lust mit undurchdringlichem Leichentuch zu. Bei alledem sei eines nicht vergessen: Neuere Forschungen legen es nahe, hier nicht nur innerliche Vorgänge am Werk zu sehen. Der Schnee war auch ein Symbol für die politische Restauration des beginnenden 19. Jahrhunderts. Ein dichtes Spitzelsystem und die allgegenwärtige Zensur verhinderten das Ausleben eines freien Geistes. Man verständigte sich mit vieldeutigen Bildern und Zeichen, von denen der Schnee eines war. Schnee, das hieß Unterdrückung und politische Willkür. Wilhelm Müller, der Dichter der Winterreise, war ein überaus aufgeklärter Geist, und publizistisch unterstützte er den Befreiungskampf der Griechen gegen die türkische Besatzung. Bei Franz Schubert kam im Bild des Schnees wohl Dreierlei zusammen: Der Zerbruch der körperlichen Konstitution, die vergebliche Sehnsucht nach Liebe und die politische Unterdrückung im Wien des Biedermeiers.

Unter jeder Schneedecke aber liegt das Lebendige, bereit, aufzuwachen und das Haupt zu erheben zu einem neuen Zyklus des Wachsens, des Blühens und Reifens. Ja, der Schnee schützt die Keimlinge in der Erde vor allzu strengem Frost. Was vielen Menschen als Sinnbild des Todes erscheint, ist in Wahrheit ebenso der Garant für das Fortbestehen des Lebendigen. Unter der weißen Decke sammeln sich konspirativ die Kräfte und Lebenssäfte für den neuen Anfang ein paar Wochen später.

Im Orient ist der Schnee weit weniger problematisch als bei uns. Für die Schreckensszenarien wird es einfach nicht kalt genug. Deshalb ist in der Bibel vom Schnee nur wenig die Rede. Der wenige Schnee, der in Israel fällt, ist eher dazu angetan, die Frage nach der Bewässerung zu lösen. Im Propheten Jesaja liest sich das so:

»Denn gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin zurückkehrt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und lässt wachsen, dass sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, so soll das Wort, das aus meinem Munde geht, auch sein: Es wird nicht wieder leer zu mir zurückkommen, sondern wird tun, was mir gefällt, und ihm wird gelingen, wozu ich es sende« (Jes 55,10.11).

Auch in der Bibel dient der Schnee also dazu, dass das Lebendige überleben und sich regenerieren kann. Schnee und Regen haben hier dieselbe Funktion. Doch nun geht der Prophet Jesaja einen entscheidenden Schritt weiter. Für ihn ist der Schnee ebenso wie der Regen auch ein Bild für die Wirksamkeit des Wortes Gottes. So wie Schnee und Regen das Leben ermöglichen, so eröffnet auch das Wort Gottes Lebensräume und -möglichkeiten. Und ganz analog zu dem Schneebild des Biedermeiers, wo es ja eine politische Bedeutung bekam, hat der Schnee auch bei Jesaja einen politischen Hintergrund. Die Israeliten, zu denen der Prophet spricht, befinden sich im Exil; sie wurden infolge einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den Babyloniern verschleppt. Nun eröffnet ihnen der Prophet, dass das Wort Gottes sie zurückruft in die

angestammte Heimat. Das ist ein eminent politisches Wort, das hier gesprochen wird; es ist das Wort der Befreiung. Unter der Schneedecke des Exils keimt schon die Blüte der Freiheit. Das ist in der Bibel keine naturbedingte Notwendigkeit wie auf der Erde. Es ist die Folge dessen, dass Gott das Wort von der Befreiung spricht. So wenig der Schnee wirkungslos bleibt auf der Erde, bleibt dieses Gotteswort ohne Wirkung. Dabei kann man die ganze Bandbreite der Bedeutungen im Auge behalten, die das Wort Schnee enthält. Das Wort Gottes ist filigran und vielfältig wie ein Schneekristall. Es führt zur Freude, so wie die Kinder und viele Erwachsene sich freuen, wenn der Schnee fällt. Es reizt zu Höchstleistungen wie der Wintersport. Und es hat ebenso die andere, die dunkle Seite. Es kann wie eine Lawine niedergehen und Gericht halten über die Taten und Untaten des Menschen. Es kann einen Menschen einsam machen. Wie und wo aber das Wort Gottes sich auch Gehör verschafft: Immer stiftet es das Lebendige. Jesus Christus sagte einmal: »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht« (Mt 4,4).

Das heißt: Wo immer das Wort Gottes wirksam ist, dort ist Leben.

Das ist der Schnee: Spaß und Freude für die Kinder, staunenswertes Kunstwerk für die Augen eines Sehenden, stimmungsvolles Winterbild, Anreiz zu sportlichen Vergnügungen und Höchstleistungen vielfältiger Art. Und das ist auch der Schnee: Gefahr für Landschaft, Mensch und Tier, Leichenstarre und Todesbild. Und dazwischen existieren wir, einmal dieser, einmal jener Seite des winterlichen Erlebens zuneigend. Das ist das Ganze des menschlichen Lebens: der Wechsel zwischen freudvollen und leidvollen Erfahrungen, zwischen Jubel und Trauer, Gesundheit und Krankheit. Manchmal ist der Schnee, der uns bedeckt, undurchdringlich und wir drohen zu ersticken. Dort aber, wo uns das Wort Gottes trifft, regt sich schon das neue Leben, das dem Frühling entgegenstrebt und der Vergänglichkeit trotzt.

Musik dieser Sendung

- (1) Tanz der Schneeflocken, Debussy, Arturo Benedetti Michelangeli, Children's Corner
- (2) Ce qu'a vu le vent d'Ouest, Debussy, Alain Planès, Préludes
- (3) Erstarrung, Schubert, Fischer-Dieskau, Die Winterreise
- (4) Der Leiermann, Schubert, Fischer-Dieskau, Die Winterreise
- (5) Le tombeau de Couperin, Ravel, Werner Richter, Rigaudon
- (6) Courante La Du Crissy, Armand Louis Couperin

Literaturangaben

- (1) Christian Morgenstern, Zeit und Ewigkeit, Insel-Verlag Wiesbaden 1949, S. 12
- (2) Hermann Bahr, Lenke, aus: J. Hellmut Freund (Hrsg.), Der Goldene Schnitt, Fischer-Verlag Frankfurt am Main 1964, S. 312f.
- (3) Eugen Roth, Der Gang zur Christmette, aus: Alois Brandstetter, Advent, Advent, Residenz-Verlag Salzburg und Wien 1988, S. 203
- (4) Michael Prätorius, Nach grüner Farb... Aus: Bernhard Binkowski (Hrsg.), Unser Liederbuch, Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1981, S. 60
- (5) Annette von Droste-Hülshoff, Winter, aus: Gisela Linder, Leise rieselt der Schnee, Insel-Verlag Frankfurt

am Main und Leipzig 1997

(6) Joseph von Eichendorff, Winternacht, aus: ders., Werke, Deutsches Verlagshaus Bong & Co, Berlin u. A., o. J.

(7) Wilhelm Müller, Erstarrung, aus: Die Winterreise, Beiheft zur CD mit Fischer-Dieskau und Demus, DGG

(8) ders., Der Leiermann, a.a.O.

(9) Die Bibel, Übersetzung nach Dr. Martin Luther, Rev. 1984, Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart 1984, Jesaja 55, 10f.

(10) a.a.O., Matthäus 4, 4